LANDKREIS CALW
Kreisarchiv Calw

Jeder Journalist und Reporter wird stets einen kleinen drahtlosen Telephonapparat mit sich führen und jederzeit mit seinem Blatte in Verbindung treten können. Die aufgenommenen Meldungen werden dem Redakteur nicht mehr handschriftlich oder stenographisch, sondern gleich in der Spaltenbreite des Blattes gedruckt vor Augen kommen. In den Restaurants, öffentlichen Lokalen und Vergnügungsstätten werden durch Grammophon und Kinematograph stündlich die neuesten Nachrichten dem Publikum mitgeteilt werden, ja wer weiß, ob das Publikum nicht mit der Zeit dazu neigen wird, sogar die Mühe des Lesens von sich abzuwälzen, und wie heute Gas- und Wasserleitungen in die Zimmer und Bureauräume führen, werden dann vielleicht Nachrichtenleitungen in die Häuser gelegt werden. Dann wird der ehemalige Zeitungsleser daheim dem stetigen Zustrom neuer Meldungen lauschen können oder gemächlich von Zeit zu Zeit den unablässig aus dem Apparat gedruckt hervorsickernden Nachrichtenstrom überfliegen."

Ein Mädchen als Hauptgewinn in der Lotterie.

In den Tagen der Freiheitskriege haben viele Frauen heldenmütige Beweise ihrer Vaterlandsliebe gegeben, einen kurioseren aber keine, als die junge Dame, die sich hinter dem Namen „Cathinka Balmy" verbarg — ihr wirklicher Name ist unbekannt geblieben. Selbige Dame charakterisierte sich selbst dahin, daß sie zwar ohne Vermögen, aber von der Natur mit einem hübschen Gesichte und Figur, gesundem Verstande und einem für das Gute fühlenden Herzen ausgestattet war. Sie stand in den zwanziger Jahren, als sie an den Staatskanzler von Hardenberg den überraschenden Vorschlag richtete, sich unter bestimmten Bedingungen für den Preis von 50 000 Talern in der Berliner Lotterie ausspielen zu lassen. Welches waren nun die Bedingungen dieser in ihrer Art wohl einzigen Lotterie? Die merkwürdigste davon ist die, daß Cathinka sich nur an einen deutschen Krieger, der fürs Vaterland eine Hand oder einen Fuß verloren hatte, ausspielen wollte. Falls der Gewinner das Unglück haben sollte, trotz seiner Teilnahme am Kriege noch im Besitze seiner sämtlichen Gliedmaßen zu sein, so behielt Cathinka sich vor, ihn mit 10 000 Talern abzufinden. Weitere 10 000 von dem Erlöse der Lotterie sollten einer bedürftigen Familie zugute kommen — in jedem Falle aber mußte, wie man sieht, dem unternehmenden Mädchen ein hübscher Ueberschuß bleiben. Auch behielt sie sich noch vor, für den Fall, daß der glückliche Einarmige oder Einbeinige, der den Preis gewonnen, sich als unpassend herausstellen sollte, „wenn er rauhe Sitten hätte, unmoralisch oder ganz ungebildet wäre", ihn statt ihrer Hand nebst 50 000 Talern mit dem Abstandssümmchen von 20 000 Talern abzufinden. So moralisch also Cathinka nach ihrer eigenen Versicherung auch dachte, so mußte sie doch, nach diesem ihrem Plänchen zu urteilen, auch ein ganz hübsches Geschäftstalent besessen haben. Schade, daß der Plan bei dem Fürsten Hardenberg so wenig Verständnis fand. Der Staatskanzler gab ihren Vorschlag einfach zu den Akten, „bis sich die Bittstellerin etwa wieder meldete". Sie meldete sich aber nie wieder, und so ist keinem einarmigen deutschen Freiheitskrieger das Glück beschieden gewesen, die unschuldsvolle Cathinka mit ihren erspielten 50 000 Talern zur Gefährtin seines Lebens zu gewinnen.

Polizeistunde in New York.

Wilde Szenen voll Geschrei und Gewalttat spielten sich in den letzten Nächten um 1 Uhr früh in einigen der elegantesten Restaurants von New-York ab: die Hüter des Gesetzes kämpften mit allen Mitteln um die Einhaltung der Polizeistunde. Es herrscht ein gewisser Zwiespalt der Meinungen über die Handhabung dieser so wichtigen Institution. Die Inhaber der großen Hotels und Restaurants behaupten, daß sie auch nach der offiziellen Schließung noch Speisen verabreichen dürften, so lange die Bars offen wären. Die Polizei aber ist anderer Ansicht und hat einigen Restaurateuren, die ihr Gebot übertraten gezeigt, daß sie nicht mit sich spassen läßt. In den eleganten Salons des Broadway entfaltete sich jenes blendende üppige Leben, wie es im Lande des Dollars und besonders in New-York nachts seinen Höhepunkt erreicht; elegante Herren und Damen saßen beim Souper, als mit dem Schlage der ersten Morgenstunde Polizisten die Räume betraten und die Anwesenden zum Verlassen des Lokals aufforderten. Als die in ihrem Vergnügen Gestörten sich weigerten, griffen kräftige Polizistenarme nach ihnen, Herren im Frack und Damen in kostbarster Gesellschaftstoilette wurden nicht nur aus den Türen hinausgedrängt, sondern besonders Widerspenstige hoben die Männer der heiligen Hermandad auf die Schultern und trugen die Strampelnden und Kreischenden hinaus. Einige der Herrschaften wurden über das Parkett weggeschleift und vor der Tür unsanft niedergesetzt. In dem Gewühl der heftigen Kampfszenen wurden Juwelen und Geldbörsen verloren: die Salons glichen Bouillonkellern nach einer Rauferei, die Tische mit köstlichen Delikatessen beladen, waren umgestürzt und teure Porzellan-Service in tausend Stücke zerschmettert. Ein Rattenkönig den Klagen, angestrengt von den auf so unsanfte Weise von fernten und von den schwer geschädigten Wirten, wird Ent Schlußeffekt dieser turbulenten Szenen bilden.

— • —

— Er weiß es besser. „Nun Harold", sagt der Lehrer, „rechne mal aus: wenn 11 Schafe in einer Umzäunung sind und 6 kriechen durch ein Loch im Zaun, wieviel bleiben dann noch drin?" „Keins", antwortet Harold prompt. „Doch, doch, es bleiben welche", will ihm der Lehrer helfen, aber Harold beharrt unerschütterlich dabei: „Es bleibt keins", und mitleidig fügt er hinzu: „Sie mögen ja rechnen können, Herr Lehrer, aber Schafe kennen Sie nicht.

— Ein Gipfel des Erfolges. „Nun, wie geht's Ihrem Sohn, dem Rechtsanwalt in Texas?" „Schlecht, der arme Karl sitzt im Gefängnis." „Aber wieso denn?" „Er hatte einen Pferdedieb zu verteidigen und hielt ein so großartiges Plaidoyer, daß ihn die Richter gleich als Helfershelfer dabehielten."

— Reserviert. An einer Wiese auf dem Wege von Oberstdorf nach Einödsbach steht eine zweideutige Tafel mit der Inschrift: Das Betreten der Wiese ist nur den Rindviechern gestattet! — Hoffentlich machen die titl. Rindviecherin von diesem Reservatrecht auch ausgiebigen Gebrauch.

Rätsel-Ecke.

Visitenkarten-Rätsel.

Eugen Rio

i. Born

Der Stand des Herrn ist durch Umstellung der Buchstaben zu finden.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Worträtsels von voriger Nummer:
Maulkorb.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt zum Freien Schwarzwälder.

Nr. 68. Wildbad, Mittwoch, den 27. August. 1913.

Nach der Ernte.

Von Hans Schmidt.

Ein Taubenschwarm im Sonnenschein
Fällt leuchtend in die Stoppeln ein
Und pickt am Weg im Heckendorn
Vom Erntekranz verlornes Korn.
Die Mühle, friedlich hingestellt,
Schaut still ins abgemähte Feld.
Und wo der Weg zum Walde führt,
Stehn Birken, wie mit Gold verziert.
Leis rauscht es durch die welke Pracht:
„Gottlob, die Ernte ist vollbracht!"

Das wünsch' ich uns —, so wär' es gut:
Erst heiße Müh' in Staub und Glut,
Erst Saat und Schnitt in wirrer Hast —
Und dann im Herbst ein stündlein Rast,
Darüber still ein Leuchten wacht:
„Gottlob, die Ernte ist vollbracht!"

(Aus dem Septemberheft des „Türmers").

Die Krone des Lebens.

38) Roman von Maximilian Böttcher.

Nachdruck verboten.

„Oh —" Bannemann verzog sein schmales Gesicht zu einem Lächeln — „das würde doch hier auf keinen Fall zutreffen. Herr Vollrath ist doch eine Arbeitskraft allerersten Ranges — geradezu ein Arbeitsgenie. Und ob er nun sein Gehalt — wie jetzt — von Staat und Gemeinde bekommt, oder ob sein Schwiegervater ihn für seine Leistungen entschädigt — mir scheint . . . jedenfalls bin ich sicher, daß Herr Vollrath von diesem zweifellos falschen Stolz mit der Zeit selbst abkommen . . ."

„Nicht wahr?" fiel ihm Isabella eifrig ins Wort. „Und dann . . . wie Sie schon sagten . . . er könnte seine sozialen Ideale doch auch viel besser verwirklichen, und er wäre ein freier und unabhängiger Mann und brauchte nach keines Vorgesetzten Pfeife mehr zu tanzen. Ich meine, man täte ihm geradezu einen Gefallen, wenn man ihn zwänge, seinen Beruf aufzugeben und meines Vaters Teilhaber zu werden. Denn was anderes bliebe ihm doch hernach einfach nicht übrig . . ."

„Allerdings wohl kaum", versetzte Bannemann in pythischem Ton. „Aber zwingen . . . wie ihn zwingen, gnädiges Fräulein?"

Wiederum seufzte Isabella.

„Wenn — Sie haben mir so oft gesagt, Herr Baron, daß Sie alles für mich tun würden, was ich nur von Ihnen verlangen möchte — wenn ich Sie nun bitte, den „offenen Brief" meines Bräutigams dem Konsistorium zu übermitteln . . . am besten vielleicht mit einer kurzen Beschwerde von Amts wegen? . . ."

Der Forstmeister zog die Brauen hoch und hob ein wenig die hageren Schultern. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, gnädigstes Fräulein", entgegnete er im Tone lebhaften Bedauerns, „wie schwer es mir wird, Ihnen diesen, gerade diesen Dienst nicht erweisen zu können. Alles . . . zu allem sonst wäre ich mit Freuden bereit, bedingungslos; aber —" sein Gesicht verzerrte sich zu einer ironisch-schmerzhaften Grimasse — „den Denunzianten abgeben, noch dazu gegen einen Herrn, mit dem ich sozusagen auf durchaus gutem Fuße stehe . . . Nein, so leid es mir tut . . . ich kriege es wirklich nicht fertig . . ."

Isabella warf den Kopf zurück, ihre Augen blickten finster. Aber rasch bezwang sie sich.

„O bitte, bitte . . . das macht ja nichts", sagte sie mit spöttischem Lächeln. „Nur . . . besitzen Sie vielleicht zufällig noch ein Exemplar des ominösen Briefes?"

„Allerdings, zufällig", antwortete Bannemann sehr eifrig; „darf ich es Ihnen bringen?"

„Ich werde es mir durch Zanga holen lassen — heute abend!" Es kam nicht gerade übermäßig liebenswürdig heraus.

Der Forstmeister verneigte sich und stand auf; auch Isabella erhob sich.

„Noch eins, Herr Baron. Ich bin selbstverständlich noch nicht sicher, ob ich den offenen Brief meines Bräutigams ans Konsistorium senden werde. Ob ich's aber nun tue oder nicht — darauf darf ich mich wohl unbedingt verlassen, daß alles, was wir hier miteinander besprochen haben, streng unter uns bleibt."

„Aber gnädiges Fräulein . . ." entgegnete Bannemann im Ton leisen Gekränktseins und legte die lange schmale Hand zum Zeichen der Beteuerung unverbrüchlichen Stillschweigens auf die Brust. Dann ging er.

Im Ernst glaubte Bannemann gar nicht an das, was er Isabella gegenüber als seine Ansicht vertreten: das Bekanntwerden des offenen Briefes könne Vollrath die Stellung kosten. Er war vielmehr sicher, daß die vorgesetzte Behörde dem erprobten, im glänzendsten Leumund stehenden Geistlichen höchstens eine „wohlgemeinte Mahnung" erteilen dürfte. Aber davon war er überzeugt: Vollrath würde erfahren, daß niemand anders als Isabella die anonyme Denunziation gegen ihn erstattet hatte. Und daß es darüber zwischen dem ohnehin seit einiger Zeit in gespanntem Verhältnis stehenden Brautpaar leicht zum Bruch kommen könnte, schien ihm ebenso wahrscheinlich, wie es ihm wünschenswert war.

Zu später Stunde, als schon alles im Fichtenhöher Schlosse schlief, ging Isabella, noch immer mit einem Entschlusse ringend, in ihrem ganz in Weiß gehaltenen Boudoir auf und ab.

So oft sie sich aber auch vorbetete: „Wenn du das Spiel gewinnst, wird es nicht nur zu deinem, nein, auch zu Heinz' Bestem sein" — ihre Ruhelosigkeit schwand nicht, die warnende Stimme in ihrer Brust wollte nicht stille sein. Und diese warnende Stimme rief: „Tu's nicht! Heinz liebt seinen Beruf über alles. Er würde eher deinen Verlust, als den Verlust seines Amtes verschmerzen." Schließlich aber packte sie der Trotz. So wenig es Heinz gefallen würde, wenn sie etwas hätte, was ihr teurer wäre als er, so wenig gefiel es ihr, daß er etwas hatte, was ihm teurer war als sie. Hatte sie es ihm nicht oft genug gesagt? . . . Gleiches Recht für Mann und Weib. Der Mann das höchste Gut und Kleinod des Weibes, das Weib das höchste Gut und Kleinod des Mannes.

Und dann schrieb sie mit fester, sicherer Hand auf den unteren Rand des offenen Briefes, gerade unter die Unterschrift Heinz Vollraths:

„Entspricht der Standpunkt dieses Briefes den Grundsätzen eines verehrlichen Konsistoriums? Soll der evangelische Geistliche — anstatt zum Frieden und zur Nachgiebigkeit zu mahnen — Auflehnung gegen die weltlichen

Gesetze und Empörung gegen die göttliche Ordnung predigen?"

So sehr war sie im Eifer, daß ihre Feder in einem Zuge auch noch die ersten Buchstaben ihres Vornamens hinwarf, und daß sie zum Radiermesser greifen mußte, um die verräterischen Zeichen wieder fortzutilgen. Dabei stieg ein heißes Gefühl der Scham in ihr auf. Wie häßlich, daß sie ihre Zuflucht zur Anonymität nehmen mußte. Fast ward ihr das ganze Vorhaben wieder leid. Aber, ah bah, der Zweck heiligt das Mittel! . . . Und um nicht noch im letzten Moment anderen Sinnes zu werden, kuvertierte sie den Brief rasch und schickte Zanga noch in aller Nacht damit zum Briefkasten nach Fichtenwalde.

Einmal — es waren nahezu zwei Wochen seit der Absendung des offenen Briefes an das Konsistorium verflossen — sah Isabella, daß auf Heinz' Stirn eine Wolke lag, daß sein Blick mehrmals in trübem Sinnen ins Leere ging; und mit all ihrem Gekose und Getändel vermochte sie ihm kein Lächeln, kein heiteres Wort abzugewinnen. „Der Stein ist im Rollen", dachte sie; aber aus Furcht, sich zu verraten, wagte sie nicht, Heinz zu fragen, ob irgendein Kummer ihn drücke.

Als er sich dann, ungewöhnlich früh, auf den Heimweg gemacht hatte, schmiegte sie sich — wie es so ihre Art war — auf des Kommerzienrats Schoß und sagte in ihrem bewährten Schmeichelton:

„Weißt du, Väterchen, ich hab' den Eindruck, daß Heinz sich in seinem Beruf gar nicht recht glücklich fühlt."

„Nanu!" fuhr es Friedrich erstaunt über die Lippen und groß blickten seine hellen, klugen Augen die Tochter an.

„Ja, wirklich", sprach Isabella im gut gespielten Brustton der Überzeugung weiter und strich ihrem Vater mit der weichen Hand liebkosend über den kahlen Scheitel; „ich hab' schon gedacht, daß du vielleicht gut daran tätest, wenn du Heinz anbötest, daß er seine Stellung aufgeben und dein Sozius werden soll."

„I . . . du bist wohl nicht recht gescheit, Mädel", entgegnete der Kommerzienrat mit betroffenem Auflachen. Fast unsanft schob er Isabella von seinem Schoß, stand auf und fuhr fort: „Wenn dein Bräutigam auch wirklich mal Verdruß hat im Amte — solchen Verdruß gibt es überall, und deine Sache ist es, teilzunehmen an seinen sorgenvollen Stunden, ihm darüber hinwegzuhelfen. Aber daß du auf die Idee kommst, er, der überzeugte, begeisterte Glaubenskämpfer . . . nein, ich kann den Satz gar nicht zu Ende sprechen; und das Gesicht möcht' ich nicht sehen, das Heinz mir machen würde, wenn ich ihm dein tolles Ansinnen stellte!"

Von dieser Stunde an begann Isabella vor den Folgen ihres waghalsigen Schrittes zu zittern. Immer machte es auf sie, die haltlose, schwankende Natur, einen starken Eindruck, wenn jemand, in den sie Zutrauen setzte, mit Entschiedenheit eine Ansicht vertrat, die der ihrigen strikt zuwider lief; und ihres Vaters Worte und Mienen hatten an Entschiedenheit wahrlich nichts zu wünschen übrig gelassen. Der Gedanke packte sie: Heinz würde das gewaltsame Ausgeschlossenwerden aus seinem Beruf vor den Leuten als eine Schande, als eine schmähliche, unüberwindliche Schande empfinden, und in der Angst, sie könnte ihn unglücklich gemacht haben für sein ganzes Leben, nahm sie sich eine Woche lang von Tag zu Tag wieder und wieder vor, ihm zu gestehen, was sie getan, damit er so wenigstens die Möglichkeit hätte, selbst und freiwillig auf sein Amt zu verzichten, ehe die Schmach der Entlassung über ihn hereinbräche.

Aber sie fand nicht den Mut zur Ausführung ihres Entschlusses. „Heinz würde dir nie verzeihen", dachte sie. Und die Angst überfiel sie, er möchte vielleicht auch so eines Tages erfahren, daß sie es gewesen, die die anonyme Denunziation gegen ihn erstattet hatte. Und wenn nun der Verdacht in ihm aufstieg und er fragte sie, er stellte sie zur Rede, würde sie imstande sein, ihm in sein offenes, ehrliches Gesicht, in seine klaren, guten Augen hinein zu lügen, zu leugnen? Die Furcht, sie könnte ihn durch ihre frivole Intrige verlieren, machte ihn ihrem Herzen wieder teurer, ließ seine starke, eigenartige Persönlichkeit wieder einen machtvolleren Einfluß auf sie gewinnen, als je in den letzten Monaten. Und mit Freuden hätte sie ihre leichtfertige Tat ungeschehen gemacht, wenn sie ein Mittel dazu hätte ausfindig machen können. —

Doch, wenn der Stein auch schon im Rollen war, noch wußte, noch ahnte Heinz nichts. Was ihn trübe und traurig machte, war die Antwort des Mutterhauses in Kaiserswerth, das sich bereit erklärt hatte, Martha Bartikow zum ersten Oktober als Diakonissin aufzunehmen. Wohl hatte er diesen Bescheid erwartet, sich Tag um Tag in Gedanken darauf vorbereitet; aber nun, da er eingetroffen war, fiel ihm die Gewißheit, daß Martha von Fichtenwalde scheiden, daß er sie ganz verlieren, sich fortan nicht einmal mehr an ihrem Anblick würde erfreuen können, zentnerschwer auf die Seele und ließ ihn von neuem mit niederschmetternder Klarheit empfinden, wie lieb er sie hatte, wie innig er mit ihr und ihrem ganzen Wesen verwachsen war.

Eines Morgens gegen Ende August brachte ihm die Frühpost einen eingeschriebenen voluminösen Brief des Superintendenten Dr. Weigler, zu dem er im Laufe des letzten Jahres durch eine rege Korrespondenz, durch mehrfaches Zusammentreffen bei den amtlichen Konferenzen und zwei oder drei private Besuche in ein herzliches, geradezu freundschaftlich zu nennendes Verhältnis getreten war. Dieser Brief, an dessen Eintreffen Heinz deshalb nur der Umstand überraschte, daß er „eingeschrieben" gesandt wurde, hatte folgenden Wortlaut:

„Lieber Bruder!

Beigefaltet sende ich Ihnen ein Schreiben des Konsistoriums, eine gegen Sie eingegangene anonyme Beschwerde betreffend, die gleichfalls beiliegt.

Die Angelegenheit hat nicht viel auf sich, erstens, weil es sich um eine Denunziation aus dem feigen Hinterhalt handelt, eine Denunziation, die offenbar nur der Frönung eines rein persönlichen, niedrigen Rachebedürfnisses dienen soll — und zweitens, weil das Konsistorium, in dem ohnehin seit einiger Zeit ein moderner Geist sich zu entfalten beginnt, hinlänglich darüber unterrichtet ist, wie vortrefflich Sie Ihres Amtes walten und wieviel die dortige Gemeinde Ihrem aufopfernden Wirken zu danken hat.

Da wir beide uns so über Ihren offenen Brief, der als Gegenstand der Anzeige dient, bereits einmal gründlich ausgesprochen haben, und bei dieser tropischen Hitze für einen Mann von meiner Konstitution das Reisen per Wagen eine große Beschwerlichkeit ist, so nehme ich von einer mündlichen Vernehmung in dieser nichtigen Sache Abstand und bitte Sie nur, dem Konsistorium einen ausführlichen Bericht über die Situation zu erstatten, die Sie s. Z. zu Ihrer allerdings etwas temperamentvollen Publikation veranlaßt hat.

Um so mehr bitte ich Sie — in Ihrem eigensten Interesse — um eine gründliche Schilderung der dortigen Streikkampagne, Ihrer Stellungnahme und der daraus entstandenen Folgen, als ich gerade in den letzten Wochen Gelegenheit hatte, Sie dem Konsistorium für eine der schwierigsten Pfarrstellen Berlins, die in absehbarer Zeit vakant werden dürfte, als den geeigneten Mann besonders warm zu empfehlen.

Mit brüderlichem Gruß

Ihr herzlich ergebener

Dr. Weigler, Superintendent."

Heinz Vollrath legte den Brief seines humanen Vorgesetzten beiseite, entfaltete das Schreiben des Konsistoriums und griff, da er das Original der gegen ihn ergangenen Beschwerde darin nicht vorfand, nach der zweiten Anlage, dem zusammengeknifften Blatt, das ihm schon am Papier als ein Exemplar seines offenen Briefes kenntlich wurde.

Mit einem Blick auf die unter seinem Namen stehenden Zeilen erkannte er Isabellas Handschrift, und ein schreckhafter Ruck fuhr durch seinen Körper, ein Ruck, vor dem sein Herz still zu stehen drohte.

Heiße Empörung wallte in ihm auf. „Infam", dachte er, „eine Braut, die aus feigem Hinterhalt den Versuch macht, den Bräutigam aus Amt und Stellung zu bringen. Das ist das Ende . . . nun sind wir fertig miteinander."

So jäh und heftig schlug die Flamme des Zornes über ihm zusammen, daß er sogleich nach Papier und Feder griff, um Isabella in kurzen Worten die Verlobung aufzukündigen.

Aber ehe er noch die Feder in die Tinte getaucht hatte, wurde ihm klar, daß nach dem innigen Verhältnis, das zwischen ihm und seiner Braut bestanden, die schriftliche Form für die Herbeiführung eines Bruches doch wohl kaum zulässig wäre. Einer Aussprache, einer letzten, durfte er nicht aus dem Wege gehen. Also vorwärts, hin zu ihr, sogleich.

Sind Geschäftsleute empfehlenswerte Liebhaber.

In Chicago wurde kürzlich in einer Ehescheidungssache verhandelt, die die Frage zur Diskussion stellte, ob vielbeschäftigte Geschäftsleute ihre Liebespflicht gehörig erfüllen können und die deshalb in den englisch-amerikanischen Gesellschaftskreisen lebhaftes Interesse erregte. Die Beklagte in besagtem Ehescheidungsprozeß ist Mrs. Eleanor White Trenholm, die Gattin eines steinreichen Maklers der Chicagoer Getreidebörse, die ihren Mann wegen seines fischblütigen Temperaments verlassen hat. Sie hat ihrerseits Gegenklage erhoben und beantragt, ihren Gatten als schuldigen Teil zu erklären, weil er es ihr gegenüber an der gehörigen Liebe hat fehlen lassen. Diese Anschuldigung wurde durch das Gutachten des als ärztlichen Sachverständigen vernommenen Dr. Overton Brooks geflissentlich unterstützt, der sich über die psychologische Seite des zur Verhandlung stehenden Beweisthemas dahin äußerte, „daß die Leistungsfähigkeit des Geschäftsmannes in Liebesdingen in direktem Verhältnis zu der Größe seines Geschäfts steht". Angesichts dieses, die Kaufleute zu Liebhabern zweiter Klasse degradierenden Gutachtens haben zwei Damen der englischen Gesellschaft, die Gattin des Großindustriellen Lord Cowdray und die Gattin des bekannten Schauspielers Sir George Alexander ihrerseits öffentlich Stellung zu der durch den Trenholmprozeß aufgeworfenen Frage genommen. Lady Cowdray, deren Gatte der Direktor der „Mexikan Eagle Company" und anderer großer Industriewerke ist, erklärt: „Die Liebe eines klugen, arbeitstüchtigen Mannes gilt einer Frau unendlich mehr als die eines unintelligenten und untätigen Gatten. Ein Mann mit einem ausgedehnten Geschäft, der die Last einer großen Verantwortung trägt, kann naturgemäß nicht soviel Zeit auf Zärtlichkeitsbetätigungen verwenden als ein Müßiggänger, der vom Ehrgeiz nicht geplagt wird. Aber die Liebesbezeigung der letzteren werden auf die Dauer doch recht lästig, während die weniger einförmigen Liebesbeweise eines energischen, hart arbeitenden Geschäftsmannes stets und immer zu den Dingen zählen, die im Leben der Frau hoch bewertet werden. Und dann stellt ja auch das Courschneiden nicht gerade das ausschließliche Lebensinteresse dar." Auf anderem Standpunkt steht Lady Alexander, deren Mann, bevor er zur Bühne ging, im Geschäftsleben tätig war, und die sich wie folgt äußert: „Es ist ganz klar, daß ein Geschäftsmann kein idealer Liebhaber sein kann. Je tüchtiger er im Beruf ist, desto weniger wird er naturgemäß für die Liebe übrig haben. Jede Frau weiß es und wird dem Rechnung tragen. Der geschäftseifrige Mann wird stets so etwas wie ein „Fahrplanliebhaber" sein müssen. Sein Beruf hat ihn ja auch zu einer präzisen Zeiteinteilung erzogen, die jeder Tagesstunde ihr Arbeitspensum zuweist. Dieser systematische Stundenplan wird auch im Hause in Kraft bleiben und wird der Liebe nur eine bestimmt begrenzte Zeit einräumen. Eine schematisch, nach der Uhr geregelte Minne ist aber schwerlich das Richtige für eine Frau, die die Dinge vom romantischen Standpunkt aus betrachtet. Man darf dabei andererseits aber nicht außer acht lassen, daß, je tüchtiger der Mann im Beruf ist und je untauglicher er infolgedessen als Liebhaber wird, desto bessere Aussichten bieten sich Frau und Kindern in Ansehung des Luxus und der Lebensbehaglichkeit. Und zudem ist seine Liebe, wenn sie auch nicht äußerlich hervortritt, vielleicht nicht minder tief und echt wie die eines anderen Mannes. Zu bedauern bleibt nur, daß Frauen sich nur selten um des Gatten Geschäftsinteresse kümmern. Sie scheinen es nur zu häufig unter ihrer Würde zu halten, geschäftlichen Dingen ihre Aufmerksamkeit zu widmen."

Superlative.

Eine junge Frankfurterin, Martha Maria Gehrke plaudert im „B. T." sehr hübsch über „Superlative". Es heißt da: Irgendwer sagte mal, von „gut" gäbe es keine Steigerung. Er hat recht, ethisch gewiß, und der Sprachgebrauch bestätigt sein Empfinden in negativer Weise sozusagen. Denn man spricht von den besten Jahren, wenn man die nicht mehr guten meint, bessere Herren deuten durch dies Beiwort an, daß sie zur guten Gesellschaft eben nicht gehören. Die Steigerungsformen bezeichnen also etwas, das unter dem Positiv liegt — erscheint das merkwürdig? Ist der Komparativ denn mehr als eine sprachliche Relation ohne selbständige Existenzmöglichkeit, und was ist der Superlativ, anders als eine festgefrorene Form? Ist's etwa die Erkenntnis, daß wir im Leben wenig Positives haben, die uns in unbewußter Ehrlichkeit den sprachlichen Positiv immer mehr umgehen läßt? Wir sollten uns doch im Gegenteil freuen, daß wir den wenigstens haben. „Wenigstens"! Holla, der Superlativ! Und er sagt gar nichts an dieser Stelle, wirkt selbstverständlich, nicht wahr? Wir sind so an Steigerungen gewöhnt, daß wir die normale Basis nicht mehr sehen. Die Geschichte unserer Sprache ist die Geschichte einer ständigen Abschwächung. Ein Beispiel: „ganz" oder „recht", das hieß ehemals „durch und durch", „vollständig" und bedeutet ein Herausragen. Jetzt: ganz nett, recht hübsch — das ist trauriges Mittelmaß. Jetzt will man mit neuen, schon stereotyp gewordenen Redewendungen dieser Entwertungen entgegenarbeiten: „Das ist einer von den ganz Großen." Warum denn? Wozu brauchen wir diese Beilagen? Da handelte jener Oberlehrer richtiger, der seinen zwölfjährigen Schülerinnen das Wort „sehr" im deutschen Aufsatz jedesmal durchstrich, weil er fand, wenn etwas schön sei, könne und brauche es nicht „sehr schön" zu sein. Man beobachte: die Menschen, die eine Landschaft fabelhaft schön, unglaublich stimmungsvoll und himmlisch finden, geben damit einer übers Normale nicht hinausgehenden Bewunderung Ausdruck. Sagt aber einer von ihnen nur leise: „wie schön das ist", so beweist er damit sein Mehrempfinden und ein inneres Ergebnis.

Kehren wir rufig zum Positiv zurück, er ist für uns doch die gegebene Norm. Die Dichter tun es wohl schon; gehen wir doch ihrer Sprache nach, und achten wir auf unser alltägliches Sprechen. Tun wir das Naheliegende, gebrauchen wir wieder den Positiv, und schaffen wir uns den Weg wieder frei zur seltenen Steigerung des Superlativs.

Die Zeitung der Zukunft.

In der Generalversammlung des britischen Institutes für Journalismus in York hielt der Präsident des Institutes, der angesehene Chefredakteur des „Daily Chronicle", Robert Donald, eine interessante Rede, in der er auf Grund der letzten Entwicklungen und Umwälzungen auf dem Gebiete des europäischen Zeitungswesens ein Abbild von der Zeitung der Zukunft entwarf. Mit der wachsenden Großorganisation des modernen Zeitungswesens, mit der Zunahme des Leserkreises und mit der Entwicklung der Technik würden, so führte der britische Fachmann aus, die nächsten Jahrzehnte weitgehende Umformungen im Zeitungswesen mit sich bringen. „Die künftigen Methoden der Zeitungsbestellung und Zeitungsverteilung werden noch schneller sein wie heute und noch weitere Gebiete bewältigen. Luftschiffe und Flugmaschinen werden in den Dienst der Zeitungsbeförderung treten, elektrische Züge und Automobildienste in die Nachbarstädte werden die Schnelligkeit der Austragung unterstützen. In den Großstädten werden die Zeitungen durch pneumatischen Druck, also sozusagen durch Rohrpost an die Leser verteilt werden, die Morgen- und Abendblätter werden ihren Charakter verlieren und durch stündliche Ausgaben Ergänzung finden. Im inneren Nachrichtendienst des Zeitungsbetriebes wird das drahtlose Telephon die erste Stelle beanspruchen.

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW